

CHRISTINE LEHMANN

*Und jetzt ist
Schluss*

ROMAN

KRÖNER EDITION KLÖPFER



Christine Lehmann wurde 1958 in Genf geboren, studierte Kunstgeschichte und Literaturwissenschaft, war Redakteurin bei literarischen und feministischen Zeitschriften und nach dem Studium Nachrichtenredakteurin beim SWR. Seit Mitte der 90er Jahre veröffentlicht sie Krimis mit ihrer Genderkriegerin Lisa Nerz, mit denen sie auch immer wieder auf der Krimibestenliste stand. Außerdem hat sie Jugendromane, Hörspiele für den Radiotatort und Theaterstücke verfasst.

CHRISTINE LEHMANN

*Und jetzt ist
Schluss*

ROMAN

KRÖNER EDITION KLÖPFER

Christine Lehmann
Und jetzt ist Schluss
Roman

I. Auflage
in der Edition Klöpfer
Stuttgart, Kröner 2022

ISBN DRUCK: 978-3-520-76701-1

ISBN E-BOOK: 978-3-520-76791-2

Umschlaggestaltung: Denis Krnjaić

unter Verwendung eines Motivs von Annie Spratt, shutterstock.com

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwendung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen
Zustimmung des Verlages. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



Klimaneutral
Druckprodukt
ClimatePartner.com/12514-2207-1014



© 2022 Alfred Kröner Verlag Stuttgart
Datenkonvertierung Alfred Kröner Verlag Stuttgart

*»Ich möchte am liebsten die Augen geschlossen halten,
damit ich euch besser sehen kann.«*

Ruth an ihrem Todestag am 28. Juni 2020

Personen

Familie

Ruth: soeben gestorben

Markus Winkler: Ruths Mann, vor neun Jahren gestorben

Hanna: Ruths erste Tochter

Eva: Ruths zweite Tochter

Oma (Luise Engelberg): Ruths Großmutter väterlicherseits

Opa (Friedrich Engelberg): Ruths Großvater väterlicherseits

Mutti (Grete, geb. Sundberg): Ruths Mutter

Onkel Erich (Erich Telle): Ruths Stiefvater (zweiter Mann ihrer Mutter)

Vati (Wilhelm Engelberg): Ruths Vater

Uschi (Ursula): Ruths Stiefmutter (zweite Frau ihres Vaters)

Heiner: Ruths Halbbruder

Henrike (verheiratete Vollmer): Ruths Halbschwester

Frida u. Nicole: Henrikes Töchter

Altvater, Paps (Paul Winkler): Ruths Schwiegervater, Vater von Markus

Trundel: Ruths Schwiegermutter, Mutter von Markus

Silas: Markus' jüngerer Bruder, der mittlere

Astrid: Silas' Frau

Magdalena, Caecilia, Elena: Töchter von Silas und Astrid

Natan: Markus' jüngster Bruder

Bella: Natans Frau

Isabelle, Simon, Hermine: Kinder von Natan und Bella

Georg (Müller): Hannas Mann

Nash: Evas Freund (Amerikaner)

Jake: Evas Freund (Engländer)

Hawi: Evas Freund, Vater von Sophie (Eritreer)

Robert: Evas Freund, Vater von Leona

Björn: Evas Freund

Sophie: Evas erste Tochter, Ruths Enkelin
Leona: Evas zweite Tochter, Ruths Enkelin
Bennet: Ruths Urenkel, Sophies Sohn

Ruths Freundinnen und Freunde

Alfred Zimmermann: Hallenser Freund, der sie liebte und verraten hat
Bettina Bengel u. Helena Mailand: bei denen Ruth in Halle in der Bibliothek hospitierte
Lotte: Schulfreundin
Horst Pillau: in den Ruth in Berlin mal verliebt war (Drehbuchautor)
Detlef Girmann: Hallenser und Berliner Studienkollege (Fluchthelfer)
Elisabeth Löckenhoff, geb. Herrmann: Hallenser und Berliner Studienfreundin (Professorin)

Markus' Freundinnen und Freunde

Schneewittchen (Ilse): Markus' erste Liebe
Marie: Iles Schwester
Edi: Schulfreund u. Nachbar, experimentierten in Edis Garage
Lux (Wilhelm Fritz Licht): Dresdner Jugendfreund
Hagen Eff (Hagen F. Nussbaum): Berliner Freund (Theaterwissenschaftler u. Schauspieler)

Freund:innen des Ehepaars Winkler

Vroni u. Otto Wollschläger: Genfer Freunde (leben dann in Darmstadt)
Schorsch u. Pips: Wollschlägers Söhne
Bertha u. Günther Fichtentaler: Genfer Freunde (Österreicher, leben in der Schweiz)
Jutta u. Rainer Goldner: Hamburger Freunde (leben in Mainz),
Wibke u. Gabriele: Goldners Kinder
Alida u. Victor Berthel: Stuttgarter Freunde, Eltern von Hannas Freundin Andrea
Familie Anhut: Stuttgarter Freunde
Tanja u. Luis: Kinder der Anhuts
Herr und Frau Bekendorp: Reisebekanntschaft, leben in Hamburg

Freund:innen der Töchter

Andrea Berthel: Freundin von Hanna (Malerin)

Antonia: Studienfreundin von Hanna (lebt in Spanien)

Stefan Heucke: Freund von Hanna (Komponist)

Irene: Freundin von Eva (Griechin, lebt in Athen)

Franziska Anger: Klassenkameradin

Margarita Böttcher: Klassenkameradin

Daphne: Klassenkameradin

Kapitel 1

Ich bin noch warm, als meine Tochter zusammen mit ihrem Mann und meiner Enkelin kommt. Ich habe anderthalb Stunden vorher aufgehört zu atmen. Hanna legt die Hand auf meinen Arm und sagt: Sie ist ja noch warm. Sophie tut es ihr nach. Ja, sie ist noch warm.

Als mein Mann vor neun Jahren in demselben Heim starb, war er schnell kalt geworden. Ich werde nicht so schnell kalt. Mir ist unverständlich, warum das den beiden eine Bemerkung wert ist. Sophie beugt sich über mich, streichelt mein Gesicht und küsst mich auf die Stirn. Zu dieser Geste kann Hanna sich nicht durchringen. Bei ihrem Vater hat Hanna verstohlen seinen kalten Arm angehoben und wieder fallen lassen. Sie dachte wohl, ich sehe das nicht.

Sie schreibt Krimis, aber eine Leiche hatte sie noch nicht gesehen. Ich denke mir, sie hätte gern, wie das ihre ordinäre hermaphroditische Ermittlerin zu tun pflegt, wenn sie tote Väter sieht, an den Lidern ausprobiert, wie weit die Leichenstarre schon gediehen ist. Sie haben sich nicht gut verstanden, Hanna und ihr Vater. Sie hat ihn in der Woche, die er im Heim war, kein einziges Mal besucht. Sie war nur dabei, als man ihn brachte, und als sie hinausging, sagte er: Da geht sie hin, meine arrogante Tochter. Ich bin die zweite Leiche, die sie zu sehen bekommt. Das ist ja gar nicht so leicht, heutzutage. Die Alten sterben nicht mehr zu Hause, sie werden abgeholt, in Krankenhäuser gebracht, oder sie sterben in Altenheimen, und niemand schließt das Fenster, hält die Uhr an, verdeckt die Spiegel, hält die Totenwache. Meine Mutti starb Ende der 80er in der Poliklinik Halle. Ihr Mann saß daheim und schaute fern. Warum nur hat er meine Mutti auf ihre letzten Stunden noch von Sanitätern aus dem Haus tragen lassen? Sie hat bestimmt mitbekommen, wie man sie fortriss und aus der Wohnung trug, die

sie sich so gemütlich gemacht hatten. Keinen letzten Blick hat sie rundherum werfen und sich verabschieden können.

Ich weiß, wie das ist. Wenn die Sanitäter kommen, denkt man nicht daran, dass man nie wieder in die Wohnung zurückkehren wird. Sie sind so groß und jung und laut, sie verlangen die uneingeschränkte Aufmerksamkeit. Das gehabte Leben, das in jeder Ecke der Wohnung liegt, das nicht geleerte Teesieb in der Spüle, das aufgeklappte Buch auf dem Nachttisch, ist vergessen in dem Moment, wo sie uns in den Krankenwagen schieben. Die Handgriffe, die ich gerade eben noch getan habe, der Griff vom Bett zur Uhr auf dem Nachttisch, das Abdrehen des Wasserhahns, das Schließen der Klotür, sind die letzten gewesen, aber ich habe es nicht gewusst. Von meinem schönen Mahagonischreibtisch bin ich irgendwann zum letzten Mal aufgestanden, habe nach den Holmen des Rollators gegriffen, weil die Blase drückte, und meinen letzten Blick auf meine Sammlung von Zwergen auf dem Fensterbrett geworfen, ohne ihnen Adieu zu sagen, macht es gut, ich werde nicht mehr wiederkommen.

Vom Krankenhaus hat man mich ins Heim gebracht. Hanna hat mich gefragt, ob sie mich noch einmal im Rollstuhl hinüber in die Wohnung schieben soll, es ist ja nicht weit. Wozu, was soll ich da? Soll ich einen letzten Blick in Markus' Arbeitszimmer werfen mit dem indischen Kitsch seines Vaters und dem seit neun Jahren ungenutzten Schreibtisch? Was tue ich dort? Heulen, weil ich weiß, dass es das letzte Mal ist? Oder lachen, weil die Zwerge lachen? Oder mich schämen, weil nicht aufgeräumt ist? Oder der Tochter Anordnungen geben: Das gibst du Sophie und das bekommt Leona, und schmeißt mir die Briefe von Trundel und Altvater und Markus' Brüdern nicht unbesehen weg! Und das da sind die Briefe, die Markus und ich uns in der Genfer Zeit geschrieben haben. Und mich dann umdrehen oder von der Tochter im Rollstuhl umgedreht werden und nun bewusst zum allerletzten Mal an den Bücher-

wänden und den Fotos von Griechenland und der Wüste Sinai vorbei den Flur entlang zur Haustür hinaus geschoben werden, dem Tod entgegen, der im Heim auf mich wartet?

Am liebsten wäre es mir gewesen, ich hätte mich am Abend in meinem Schlafzimmer ins Bett gelegt und wäre eingeschlafen und nicht wieder aufgewacht. Ohne das Elend der letzten Tage, ohne die Schmerzen in den Beinen, die nicht aufhören wollten zu zappeln. Es dauerte zu lang. Ich hatte es satt, aber immer wieder flackerte es in mir noch hoch, das Denken, das Leben, das Wollen, das Wünschen, wie ein Stehaufmännchen. Bei Markus hat es eine Woche gedauert. Ich hätte ihn wirklich nicht zu Hause pflegen können, damals ging es los mit meinem Knie. Von mir ließ er sich ja auch gar nicht anfassen, ohne Aua zu schreien. Und dass die Kinder kommen und das übernehmen, damit die alten Eltern zu Hause sterben können, die Zeiten sind vorbei. Die haben ihre Arbeit, ihre Termine. Ich kann es ihnen nicht verdenken. Wir haben es ihnen so vorgebracht, unsere Verwandtschaft lebte ja hinter der Mauer in der DDR. Als meine Oma im Sterben lag, konnte ich nicht einfach mal schnell nach Halle fahren, ohne Einreiseantrag ging das nicht. Mein Opa konnte uns nicht einmal anrufen. Telefongespräche mussten angemeldet werden, und dann wartete man stundenlang. Und ein Telefon besaßen meine Großeltern und meine Mutti sowieso nie. Als mein Opa starb, befanden wir uns gerade auf Griechenlandreise. Das Telegramm, das meine Mutti geschickt hatte, lief ins Leere. Der Telegrammbote hinterließ eine Benachrichtigung, die wir bei unserer Rückkehr in der Briefpost fanden. Markus stritt sich am Telefon mit dem Postbeamten herum, weil er ihm nicht sagen wollte, was in dem Telegramm stand. Da könne ja jeder anrufen. Was wird drinstehen?, fragte Markus, Opa tot. Und da saß ich und heulte. Für die Beerdigung war es zu spät. Mutti hatte sein Haus schon ausgeräumt und alles zerkloppt, all die Möbel und meine Puppenstube, die mein Opa selbst gebaut hatte. Nur zu meinem

Vater nach Marl konnte ich fahren, als von Uschi der Anruf kam, dass es zu Ende gehe. Aber ich habe nicht lange an seinem Krankenhausbett gesessen, denn kaum war ich zur Tür eingetreten, beschimpfte er mich. Ja, wenn er sterbe, komme sie, die undankbare Tochter. Ich bin sofort wieder abgefahren.

Beinahe wäre auch ich alleine gestorben. Nur drei Wochen früher, und sie hätten niemanden zu mir gelassen, weil wegen des Virus Besuche im Altenheim verboten waren. Vor drei Tagen rief Hanna an. Es geht dir schlecht, sagte sie, das Heim hat gerade angerufen. Sie haben lange gewartet, bis sie Hanna angerufen haben. Wenigstens haben sie sie dann zu mir heraufgelassen, ganz und gar in Plastik gehüllt, mit Maske und einer Duschhaube auf den Haaren. Eigentlich mussten die Kinder sich Tage vorher zu einem der Besuchstermine anmelden, weil sie eine ungeheure Angst hatten, das Virus könnte ins Heim getragen werden. Als ob es darauf noch angekommen wäre. Das war doch albern. Drei Mal saß ich den Kindern unten im Foyer an einem langen Tisch mit Trennscheibe eine halbe Stunde lang gegenüber. Wegen der Maske habe ich kaum verstanden, was sie sagten. Ob die Kinder lächelten, konnte ich nicht erkennen. Auch von den Pflegerinnen habe ich keine Gesichter mehr gesehen. Alle Gesichter sind verschwunden. Nur mit geschlossenen Augen kann ich sie noch sehen.

Ich habe mein Gesicht zur Wand gedreht. Meine Lippen sind aufgesprungen, die Augen geschlossen. Ich bin mir sicher, Hanna hätte gern gewusst, ob ich gemerkt habe, dass ich sterbe. Ob das Leben an mir vorbeizieht, das Schöne und das Furchtbare. Ob ich aus mir herausgetreten bin und das Zimmer von oben sehe, mich, wie ich daliege mit dem Gesicht zur Wand, ein Bein gestreckt, das andere angewinkelt, wie mitten in der Bewegung meiner rastlosen Beine jäh vom Herzstillstand überrascht und in die ewige Ruhe geschickt, in diesem Heimzimmer mit der Uhr und dem Telefon auf dem Nachttisch und mit dem lachenden Zwerg, den Hanna mir bei ihrem letzten

Besuch, den ich noch erlebt habe, mitgebracht hat. Wo sie die nur immer aufgetrieben hat, die Zwerge?

Als Markus starb, habe ich es nicht bemerkt. Es war auch ein Sonntagabend. Ich habe zu ihm gesagt: Es ist alles in Ordnung, du darfst gehen. Und plötzlich stellte ich fest, seine Hand ist ganz kalt und er atmet nicht mehr. Die Sterbebegleiterin hatte schon einige Zeit vorher auf die Uhr geschaut und sagte: Er ist noch da. Ich habe nicht gewusst, wie ich mich verhalten sollte. Angeblich schwebte sein Geist noch im Raum. Woran merkte die Sterbehelferin das? Und wo ist er denn, habe ich mich gefragt, etwa dort, wo wir einige Tage vorher das merkwürdige Licht gesehen hatten, ein welliges Flackern zwischen Zimmerdecke und Wand? Obwohl Markus die Augen nur für eine Sekunde aufmachte, das hat er gesehen, er hat die Hand gehoben, dorthin gedeutet und guck mal gesagt. Wie ein Winken aus dem Jenseits kam es mir vor, so als hätten sein Vater oder sein Bruder versucht, sich zu zeigen und zu sagen: Keine Sorge, wir warten auf dich, wir halten dir dein Plätzchen frei. Seine Mutter war es bestimmt nicht, in ihre Fänge hätte er nicht zurückgewollt. Es könnte aber auch nur der Reflex von Sonnenlicht auf der Scheibe eines Autos gewesen sein, das auf der Straße unterm Fenster vorbeifuhr, wer kann das heute noch sagen? Bei mir gab es keine Lichterscheinung in der Zimmerecke. Aber Markus wartet doch auf mich? So lange sehne ich mich schon danach, ihn wiederzusehen, neun Jahre lang!

In meiner Familie gab es diese Zeichen und Ahnungen nicht, auch wenn meine Oma recht abergläubisch war. Als ich klein war, hat sie mich mit Zwergen geängstigt, die uns beobachteten und Dinge stahlen, die wir dann vergeblich suchten. Aber das waren Kindereien. Etwas anderes ist es, wenn Markus' jüngerster Bruder plötzlich jetzt sagt, während über 100 Kilometer entfernt in Halle seine Mutter stirbt. Ich habe nichts gespürt, als meine Oma, mein Opa, meine Mutti oder mein Vati starben. Aber in Markus' frommer Familie, da herrschte das Übersinn-

liche. So verkündete meine Schwiegermutter Trundel, die Kinder von Silas hätten gehaltene Augen, weil er als junger Mann einem Totenschädel eine Brille vor die Augenhöhlen gehängt hatte. Deswegen waren seine nun Töchter kurzsichtig wie die Frösche. Eigentlich war es Markus' Totenkopf gewesen, den er Theophil getauft hatte. Er hatte ihn drei Jahre nach dem Krieg aus einer Gruft im Harz geholt, wo er mit einer Theatergruppe tingelte. Immer schon hatte er als angehender Dichter einen Totenschädel besitzen wollen, wie Faust oder Hamlet. Seine Eltern waren entsetzt. Als Markus nach dem ernstesten Gespräch in sein Dachzimmer zurückkehrte, gruselte es ihn vor dem Geist Theophils. Er schloss den Totenkopf weg und las bis nachts um zwei Sartres *Schmutzige Hände*. Am anderen Morgen schüttelte er den Kopf über sich, denn nach der Bombardierung Dresdens hatte er Hunderte von Leichen gesehen, hatte einen toten alten Mann angefasst und auf den Leichenwagen gelegt. Silas nahm den Schädel an sich, nachdem Markus das Elternhaus verlassen hatte, und für jegliches Missgeschick machte Trundel nun Theophil verantwortlich.

Der Professor für Theologie Dr. Dr. h. c. Paul Winkler, der seine Karriere als Missionar in Indien begonnen hatte, war zeitweilig stolz darauf, den Hitler nicht gewählt zu haben, weil er erst 1934 nach Deutschland zurückgekehrt war. An Trundels Rockzipfel hing Markus, der Erstgeborene, und in ihrem Bauch reifte Silas. Der zweite Sohn war gestorben. In ihrem Gepäck hatten sie die Hälfte des Sonnensegels, unter dem Mahatma Gandhi gesessen hatte, und viel indisches Messing. Von Altvater Paul kam das Übersinnliche nicht, er war ein großer, lachender Mann mit Pferdegebiss, der sich in Gottes Hand ruhend fühlte. Es kam von der rastlosen Trundel, die indische Tänzerinnen auf Seidenbänder malte und Büchlein mit süßlichen Novellen über ihr Leben in Indien veröffentlichte. Indien war ihr großes Lebenswagnis gewesen, von dem sie zehrte. Auf Heimaturlaub war bei ihr ein Herzklappenfehler entdeckt worden, und Alt-

vater hatte seinen Lebenstraum begraben müssen. Der lange Rest von Trundels Leben war Dienst an ihrem Mann und ihren drei Söhnen, den sie sich mit nervtötenden Streitereien teuer entgelten ließ. Sie gab ihren Söhnen bis in die Generation meiner Kinder Worte wie Mondscheinbemme für eine hauchdünne Nachkriegsbrottscheibe mit und verstarb mit 64 Jahren. Altvater verteilte seine Lebenserinnerungen auf 200 Seiten in Durchschlägen an seine Söhne. Kopierer gab es in der DDR ja nicht. Man legte Kohlepapier zwischen die Blätter und zog alles zusammen in die Walze der Schreibmaschine ein. Auf dem sechsten Durchschlag ist die Schrift nur noch Brei. Die jungen Leute heute können sich das gar nicht mehr vorstellen.

Es war Ende der 20er Jahre bestimmt ein strapaziöses Leben in der dänisch-hallischen Mission in Tranquebar in der Nähe von Madras, dem heutigen Chennai, gewesen. Trundel hatte sich in Dresden in den artigen jungen Paul verliebt und ihm einen Brief geschrieben. Die biblischen sieben Jahre waren die beiden verlobt und schrieben sich Briefe, die sie, ins Nazideutschland zurückgekehrt, allesamt verbrannten. Trundel musste, bevor man sie zu ihrem Missionar reisen ließ, in Leipzig eine Schule für Ehefrauen von Missionaren besuchen, dann schipperte sie um Afrika herum nach Sri Lanka und von dort nach Madras. Mit dem Zug ging es die Küste abwärts zur Mission nach Tranquebar. Dort musste sie noch einmal ein Jahr lang Tamilisch lernen, bevor sie ihren Paul ehelichen durfte. Während dieser Zeit wohnte sie bei einer Lehrerin, eine halbe Stunde Fußmarsch von der Missionsstation entfernt. Nach Hause bringen durfte der Bräutigam sie nur in Begleitung von indischen Jungs. Und jeder Tag war gefährlich. Morgens musste man in die Schuhe gucken, ob sich ein tödlicher Skorpion darin versteckte. Einmal wurde Trundel von einer Schlange gebissen und Altvater stellte sich in der Nacht alle halbe Stunde den Wecker, um zu schauen, ob sie noch lebte. Als Trundel ihre Laute aus dem Kasten nehmen wollte, zerfiel sie zu Staub, die Termiten hatten

das Holz unterm Lack weggefressen. Mit Markus im Bauch fuhr Trundel einen Monat vor dem Geburtstermin nach Madras und wartete bei einer Freundin. Markus' Bruder Christoph wurde irgendwo in den Bergen geboren, man brachte Trundel, als die Wehen einsetzten, mit einer Rikscha in eine primitive Klinik. Ein Jahr nach Christophs Geburt erlitt sie am frühen Morgen, allein mit den zwei kleinen Kindern, eine Fehlgeburt. Der Missionar befand sich gerade weit weg und musste per Telegramm gerufen werden, eine Ärztin organisieren und kam erst am Spätnachmittag nach Hause. Einen Monat später, vor Weihnachten, starb Christoph an einer Hirnhautentzündung. Weil er keinen Tropenhelm getragen hatte, hieß es immer. Auf den Fotos sieht man alle unter diesen albernen Tropenhelmen. Paul fuhr mit einem Schallplattenspieler und Chorälen über Land, zuerst mit dem Eselskarren, später mit einem Auto, um indische Kinder vom Christentum zu überzeugen, solange dort noch die Briten herrschten.

In Trundels letzten Jahren befand Altvater sich in beständiger Sorge, sie nicht mehr lebend vorzufinden, wenn er nach Hause kam. Er fuhr viel Taxi, um die Reisezeit zu verkürzen. Leisten konnte er es sich. Sie wohnten in Halle-Kröllwitz im Kirschbergweg in einer weißen Holzvilla auf einem Anwesen mit Tennisplatz und Schwimmbecken. Den hinteren Garten habe er damals verwildern lassen, schrieb er in seinen Erinnerungen, weil er sich nicht vom Haus wegtraute. Den Pfingstgottesdienst ließ er ausfallen, aber zum Theologenball ging er zwei Tage vor Trundels Tod zusammen mit seinem mittleren Sohn Silas und dessen Frau. Sie verabschiedete Sohn und Schwiegertochter am anderen Morgen wie immer in der Tür stehend. Sie fuhren eine steile Auffahrt hinauf, die nie asphaltiert wurde, und winkten nochmal, bevor sie zum Tor hinaus in den Kirschbergweg einbogen. Silas und Astrid nahmen Altvater in ihrem Auto mit, weil er in der Stadt Besorgungen machen wollte. Das Mittagessen an ihrem letzten Tag, die Winkler'sche

Leibspeise, Rice and Curry, hat Trundel eigenhändig gekocht. Es wusste ja niemand, dass am Abend ihr Sterben beginnen würde, ausgenommen vielleicht sie selbst. Denn als Altvater von seinen Besorgungen zurückkam, erzählte sie ihm, sie habe furchtbar geweint und laut geschrien vor Schmerz. Er glaubte, sie habe etwas gehaut und daher das Abschiedessen mit viel Können und Liebe zubereitet. Auch den Nachmittagskaffee auf der Terrasse in der Juniwärme mit Blick auf die drei Birken hat sie gebrüht und aufgetragen, bestimmt ging sie langsam und musste wegen der Atemnot immer wieder innehalten. Ich weiß, wie strapaziös es ist, in der Küche zu stehen, wenn man bei der geringsten Anstrengung außer Atem gerät. Altvater las auf der Wiese Zweige auf und lockte sie noch einmal auf die weiße Bank unter der Trauerweide.

Am Abend schaute man sich etwas im Fernsehen an, eine Komödie des Hamburger Ohnsorg-Theaters und danach einen englischen Krimi. Mit viel List hatte Altvater schon 1964 einen Fernseher ergattert, da hatten wir selbst im Westen noch keinen. Als der Film zu Ende war, nahm Trundel die Fernsehbrille ab und sagte: Wie ist mir denn, ich sehe ja all die Männer doppelt? Altvater eilte zur Verandatür, um sie zu öffnen, damit sie frische Luft bekam. Da hörte er hinter sich einen Schnarchton und sie lag zusammengesackt mit dem Kopf vornüber im Stuhl. *Gottlob*, so schrieb er uns, *hatte sie die Augen geschlossen*. Er schob den Tisch weg und legte sie auf das Sofa. Und was nun? Bei ihr bleiben oder ans Telefon gehen? Weil an diesem Sonnabend der Ärzteball stattfand, war kein Arzt ans Telefon zu bekommen. Aber die Kinder des benachbarten Obermedizinalrats kamen herüber, riefen in der Poliklinik an und aktivierten einen ungarischen Arzt. Viertel vor zwei holte sie der Krankenwagen. Paul fuhr mit dem Taxi hinterher. Man hatte sie in ein Zimmer mit vielen anderen gelegt, aber er kämpfte so lange um ein Einzelzimmer, bis man sie in ein Zimmer mit Medizinschränken schob. Man riet ihm, nicht zu bleiben, das

gehe über seine Kräfte, denn man habe mit drei bis zehn Tagen dieses Zustands zu rechnen und er müsse sich noch auf viele schwere Stunden gefasst machen. So entschloss er sich dazu, sie zurückzulassen. Selbstverständlich war er als Pastor keinen Augenblick verlegen um die richtigen Worte und Gesten. Er sagte ihr liebevolle Worte, denn das Gehör stirbt zuletzt, glaubten die Winklers, segnete sie mit dem kleinen Kreuz auf der Stirn und küsste sie. Darauf reagiert hat sie nicht. Die Ärztin sagte, es sei wohl eine Embolie. Die Nacht verbrachte Altvater auf einem Deckenlager in seinem verrauchten Arbeitszimmer, weil dort das Telefon stand. Am Morgen fuhr er mit dem Taxi wieder in die Klinik. Trundel lag auf der rechten Seite und atmete in Stößen. Er konnte ihr nur ab und zu mal den Speichel abwischen. Da saß er nun Stunde um Stunde am Bett, so wie man da eben sitzt, wie auch ich an Markus' Bett gesessen und seinem Röcheln zugehört habe, damit man nur ja nicht abwesend ist, wenn der letzte Atemzug getan wird, während Gedanken ohne Anfang und Ende im Kopf entstehen und vergehen, tröstende Erinnerungen und trostlose Banalitäten: die große Liebe, das reiche Leben, die gnädige Gottesführung, dankbar muss ich sein, und nun geht es zu Ende, jetzt schon. Das leere Haus daheim, die Tür, die sie nicht mehr zugezogen hat und die noch offensteht, und wer wird nun für mich das Essen kochen? Als Pfarrer habe ich so vielen Eheleuten Trost gespendet, denen Frau oder Mann weggestorben sind, aber ich hatte ja keine Ahnung, wie unvorstellbar schwer das ist, ich muss irgendwas zu Mittag essen, ich komme später wieder und bleibe dann bis zum Abend. Paul fuhr nach Hause und nahm ein kaltes Mahl zu sich.

Der Nachbar, der Arzt, kam zu ihm herüber, um ihm beizustehen. Paul fragte ihn, ob er Gott bitten solle, Trundels Leben zu erhalten. Doch der Arzt riet ihm ab. Ihr hätte ein hilfloses Leben bevorgestanden. Sie, die so eigen war, sollte sich die Nase von fremder Hand putzen und noch andere Dinge tun lassen?

Das mochte Altvater sich nicht vorstellen, also betete er nicht. Das ist doch unfassbar! Hätte er mit dem Arzt besprochen, die Geräte abstellen zu lassen – wir haben ja heutzutage alle Patientenverfügungen unterschrieben, damit unser Sterben nicht aufwändig verlängert wird –, dann hätte es mich nicht weiter aufgeregt. Aber dass er glaubte, sein Gebet werde allen Ernstes über Leben und Tod seiner Frau entscheiden und er hätte es darum in der Hand gehabt, sie gnädig sterben zu lassen oder eben nicht, das hat mich sprachlos gemacht. Markus hat meine Entrüstung nie verstanden.

Silas kam mit seiner Frau aus Karl-Marx-Stadt, und beide bekamen noch eine Stärkung. Und als er nicht bei ihr war, tat Trundel ihren letzten Atemzug. Es muss still sein, wenn man sterben will, es darf kein Geflüster geben, kein Händestreicheln, keine atmende und raschelnde menschliche Gegenwart, die uns aus dem Todesdämmer weckt. Ich denke mir, es sterben viele leichter alleine. Und der jüngste Sohn Natan stand im Garten in Jena, schaute auf die Uhr und sagte: So, jetzt. Und in Halle traten Altvater, Silas und Astrid eine halbe Stunde zu spät zu einer Leiche ins Zimmer. Trundel lag auf dem Rücken, der Kiefer war hochgebunden, so machte man das damals, damit der Mund nicht offensteht, wenn die Leichenstarre eintritt. Bei Markus hat man das nicht gemacht, bei mir auch nicht. Ich liege immer noch mit halboffenem Mund da.

Trundel hatte keine andere Wahl, behauptete Markus immer, als einen Herzfehler zu entwickeln, weil sie nicht mehr nach Indien zurückwollte. Altvater hörte ja nie zu. Nur die Fingerzeige Gottes, die verstand er genau. Krankheiten haben Gründe, sagte Markus, solange er gesund war. Insgeheim hielt er sich für immun gegen die großen Krankheiten. Auch ich bin mir ziemlich sicher, dass Krankheiten seelische Ursachen haben. Ich habe mich in den letzten Jahren viel mit Psychosomatik beschäftigt. Wem das Knie Probleme bereitet, der schafft es nicht mehr, sein Leben auszubalancieren. Aber wie hätte ich denn

mein Leben ausbalancieren sollen, wenn Kinder und Haushalt und Mann am einen Arm hängen und am anderen nichts? Altvater starb an Leberkrebs. War er übervoll von Ärger und Wut, die zu äußern er sich nie erlaubt hatte in seinem tapferen Streberleben vom Halbweisen zum Dekan mit Villa im Park? Oder war er es müde geworden, den tadellosen Pastor vorzuspielen? Als man vom Fernsehen noch nichts ahnte, hatte er sich ein Heimkino gewünscht, denn als Pfarrer hatte er es sich verboten, ins Kino zu gehen und Heinz-Rühmann-Filme zu schauen. Was würden die Leute denken, wenn der Pastor sich vergnügen ging und zusammen mit dem Pöbel lauthals lachte? Nie trug er braune Schuhe, immer nur schwarze. Darum hat Markus immer nur braune Schuhe gekauft, niemals schwarze.

Als wir Altvater sechs Wochen vor seinem Tod zum letzten Mal besuchten, stand auch er in der Tür und winkte, während wir die steile Einfahrt hinauffuhren. Er durfte zu Hause sterben, umsorgt von seiner zweiten Frau. Silas war zufällig oder ahnungsvoll zu Besuch in Halle und saß an seinem Bett. *Am Nachmittag versuchte Altvater noch allerlei Dinge ausführlich zu besprechen, war aber schon weg*, schrieb uns Silas. *Ich habe ihm gesagt, dass er sterben wird und ihm aus Römer 8 vorgelesen: Es gibt nun keine Verdammnis für die, die in Christus sind.* Auf Altvaters Backe erschien ein Tick, dann verschied er. Und in Cappelroda kniete sich Natan im Pfarrbüro ans Fenster und betete.

Die Winklers glaubten sich entweder in der Hand Gottes oder aufgehoben im Shakespeare'schen Mehr zwischen Himmel und Erde. In Berlin saßen Markus und ich stundenlang mit Freunden zusammen und versuchten durch Telepathie zu erraten, welche Karte das Gegenüber in der Hand hielt. Eigentlich hat es nie geklappt. Beim Tischrücken meldete sich ein Geist namens Theophil und Markus konnte wieder eine Nacht nicht schlafen. Zweimal rettete sein zweites Gesicht ihm das Leben, behauptete er immer. Als 10-jähriger pflegte er auf Rollschuhen auf der Straße zum Dresdner Bahnhof zu sausen, Autos

führen ja kaum. Wenn ein Lastwagen ihn überholte, scherte er zur Straßenmitte aus und ließ sich vom Sog mitziehen. Nur einmal nicht. Da blockierte etwas in ihm, und siehe da, der Lastwagen hatte noch einen Anhänger, der ihn zermalmt hätte. Du wirst den Anhänger gehört haben, sagte ich zu ihm. Ein andermal, nach dem Krieg bei der Erntehilfe im Harz, stand er auf einem Mähdrescher und nahm die Garben entgegen. Plötzlich trat er grundlos beiseite und stürzte alle anderen auf dem Wagen. In diesem Moment flogen die Holzplanken in die Luft, genau dort, wo er eben noch gestanden hatte. Der lederne Transmissionsriemen war gerissen und Markus wäre unweigerlich ins Schwungrad gefallen. In seinen Lebenserinnerungen behauptete er sogar, er könne mit einer Wünschelrute Wasseradern finden. Nur, hast du jemals gegraben und nachgeschaut, ob da unten auch wirklich eine Wasserader ist?

Bei ihm fing es mit der Prostata an, dann wurde Knochenkrebs daraus. Er versuchte, ihn zu ignorieren. Ich denke mich gesund. Sein Leben lang hat es Markus gewurmt, dass er kein gefeierter Literat geworden ist, dem man andächtig zuhörte, ein Goethe oder Thomas Mann, weshalb er an diesen beiden kein gutes Haar ließ. Ihm hat niemand unwidersprochen zugehört, am wenigsten seine Töchter oder ich. Wenn ich schreibe, kann mir wenigstens niemand widersprechen, sagte er. Ein Buch muss so gelesen werden, wie es ist, oder man lässt es ganz.

Er habe beschlossen, dass er 84 Jahre alt werde, eröffnete er seinen Töchtern und mir, als er schon sterbenskrank war. Tatsächlich starb er mit 81. Der Tod tut eben nicht, was man will. Sonst hätte ich schon viel früher tot sein müssen, wenn ich mal wieder alles satthätte. Aber ich starb und starb nicht. Mein Opa ist 93 geworden. Das steckt eben in den Genen.

Macht mit mir, was ihr wollt!, sagte Markus, als die Sanitäter ihn holen kamen und ich hätte wissen müssen, dass er sich nie wieder an seinen Schreibtisch setzen und neben mich ins Bett legen würde, nachdem die Sanitäter ihn auf der Liege aus

der Wohnung hinausgerollt hatten, von der er sich nicht verabschiedete, weil man sich nie verabschiedet, wenn die Sanitäter einen holen. Im Krankenhaus fiel er aus dem Bett. Heilung gab es nicht mehr. Hanna suchte eilig ein Pflegeheim, dort kam er hin und nach einer Woche war er tot. Natan, der Jüngste, lebte da auch schon nicht mehr, aber Silas überlebt uns alle.

Alle drei Winkler-Söhne haben Theologie studiert, obgleich Altvater sich rühmte, seine Söhne zu nichts gedrängt zu haben. Alle drei haben ihren Doktor gemacht. Die beiden, die in der DDR blieben, sind Pastoren geworden. Natan malte auf dem Dachboden seines Pfarrhauses nackte Grazien, die er an den FKK-Ostseestränden sah, oder Mondlicht-Landschaften, viel in Grau und Ocker, denn er war rotgrünblind. Als seine letzte Ausstellungseröffnung sich dem Ende zuneigte, trugen Natan seine Beine nicht mehr. Das dokumentarische Foto mit Freunden wurde im Sitzen auf der Außentreppe gemacht. Schon vorher hatte er uns von der Schaufensterkrankheit erzählt, von Durchblutungsstörungen in den Beinen, die ihn zwangen, immer wieder stehen zu bleiben. Kein Wunder, er rauchte ununterbrochen eine kleine schwärzliche Pfeife, deren Glut er mit dem bloßen Daumen nachstopfte. Im Pfarrhaus war es immer verrauht, sie heizten mit Braunkohle und Holz. Obwohl seine Frau Bella selbst nicht rauchte, war sie es, die den Lungenkrebs bekam, während sie ihre Doktorarbeit in Kunstgeschichte schrieb. Er konnte noch zehn Jahre lang gut behandelt werden. Wo immer ein See oder Schwimmbad in der Nähe war, ging sie im Morgengrauen schwimmen – sie nannte es atmen –, auch wenn Natan murrte, weil sie morgens nicht bei ihm im Bett lag. Bella war eine pralle Frau mit großen Augäpfeln, roten Backen und spitzem Mund. Mir kam sie immer vor wie eine barocke Ausprägung von Raffaels *Fornarina*. Kurz nach ihrem 50. Geburtstag, zwei Jahre nach dem Mauerfall, wurde sie gellengelb im Gesicht, kam ins Krankenhaus und starb innerhalb einer Woche. Ob jemand bei ihr war, ist mir nicht bekannt.

Aber man war ziemlich brutal in den Polikliniken. Als Natan acht Jahre später am Tag nach seiner letzten Vernissage mit Leberzirrhose ins Krankenhaus eingeliefert wurde, sagte der Arzt den besorgten Kindern am Abend, einen Sarg müssten sie noch nicht bestellen. Ein Zimmer gab es nicht und so stand sein Bett auf dem Gang, wo er noch in derselben Nacht am eigenen Speichel erstickte.

Vom mittleren Bruder Silas hätte man nie gedacht, dass er uns überlebt, denn schon, als er 40 war und ein gesuchter und viel beschäftigter Manager Gottes, erlitt er seinen ersten Herzinfarkt. Er war sein Leben lang dünn, trotzdem hat er vier Bypasses und wäre vor einem Jahr fast an einer Sepsis gestorben. Ein bisschen muss ich mich schon wundern, dass ausgerechnet derjenige, der am lautesten Gottvertrauen predigt, nicht sterben und seinem Schöpfer partout nicht entgegentreten will. Nun hat aber auch er mit 86 in ein Heim umziehen müssen. Er war anhänglich in meinen letzten Jahren, ich habe nur nicht mehr gewusst, was ich mit ihm am Telefon reden sollte, denn er behauptete allen Ernstes, gerade finde die größte Christenverfolgung in der Geschichte statt, weshalb er diese Neonazis wähle, denn die wollten das christliche Abendland retten. Wenn er sich da nicht mal gewaltig irrt! Er rief auch an dem Tag an, als ich meine Wohnung für immer verließ und die Sanitäter schon warteten. Hanna nahm ab, redete ein paar Worte mit ihm und gab mir das Telefon.

Ich habe die Augen kaum noch aufgemacht, die letzten Tage. Man ließ sie nur nacheinander rein. Meine Tochter Eva und ihre Jüngste Leona kamen nach Hanna. Leona umarmte mich, streichelte die ganze Zeit meine Hand und redete. Sie ist die Einzige, die in dieser Familie herzlich sein kann. Am Nachmittag kam Evas älteste Tochter Sophie mit ihrem Mann. Sie sind extra aus Leipzig angereist, man hat sie in Plastikkitteln mit Masken und Haarhauben hoch gelassen, wenn auch ohne den Kleinen. Da wusste ich, dass sie denken, dass ich sterbe.

Dann war Hanna wieder da, wahrscheinlich war es ein anderer Tag. Sie ging mit dem Versprechen, dass am Nachmittag Sophie mit meinem Urenkel zu mir gelassen wird. Der kleine Wonneproppen! So ein heiteres Kind, mein Ur-Ur-Uuuur-Enkel, scherzten wir, immer fröhlich, was haben wir gelacht! Endlich mal ein Junge. Die Winkler-Brüder haben bis auf einen Jungen ja nur Mädchen bekommen und auch Eva hat nur Töchter bekommen. In Kriegszeiten, sagt man, bekommen die Frauen Söhne, in Friedenszeiten Töchter.

Dann waren alle weg. Die törichten Pflegerinnen haben es nicht geschafft, mir ein Schmerzmittel zu geben, das wirkt. Und wie soll man Ruhe finden, wenn die Beine beißen und zucken? Wie soll man da bloß sterben? Ich war ganz verzweifelt. Eine Pflegerin ist noch da gewesen und wieder weggelaufen, statt mir was zu geben. Ärzte kommen ja nicht in diese Heime, und selber entscheiden dürfen die Pflegerinnen nichts. Händevoll Medikamente habe ich geschluckt, immer war mir speiübel. Ist das normal, diese Übelkeit, habe ich gefragt? Ich muss doch was essen. Immer nur Achselzucken. Es war sinnlos. Sie behandeln einen, als wäre man bockig. Werdet ihr mal so alt! Alt sein ist kein Vergnügen. Man wird reduziert auf die Körperausscheidungen, junge Männer wischen einem den Hintern ab. Hat man nicht ein Recht auf Menschenwürde? Steht das nicht im Grundgesetz? Wozu habe ich eine Patientenverfügung unterschrieben?

Sollen sie denn die Medikamente weglassen?, fragte Hanna, immer so herzlos logisch. Wo sie das her hat? Von mir bestimmt nicht. Das ist das Winkler'sche Erbe. Die Frauen der Winklers sind alle früh gestorben, nur ich nicht. Sie haben es nicht ausgehalten an der Seite ihrer selbstsüchtigen Männer. Weiß Gott, ich wäre auch lieber vor Markus gestorben. Nie habe ich ihn überleben wollen. Einmal habe ich in einer langen Nacht, in der ich wieder nicht schlafen konnte, weil ich zu Markus wollte, die Telefonseelsorge angerufen. Wann hat mir denn in den

neun Jahren jemand zugehört, wahrhaftig an mir interessiert und nicht nur darauf aus, eigene Geschichten zu erzählen, oder unangenehm berührt abwiegelnd, wie die Kinder? Die Nachbarn nicht, nicht Vroni oder Alida, die ich angerufen habe, um mal eine Stimme zu hören. Sie hatten selbst so viel zu klagen über Krankheiten und Ärgernisse, und jedes Mal dieselben. Nein, übrig bleiben ist nicht schön.

Die Töchter kamen auch nur einmal die Woche, mehr kann man nicht verlangen. Es war strapaziös. Sie erzählten Dinge, die ich kaum verstand. Und mal anrufen? Daran dachten sie nicht. Sie anzurufen, habe ich mich nicht getraut, man störte nur, sie aßen entweder gerade oder waren auf dem Sprung oder unterwegs. Und wenn sie da waren, waren sie innerlich nicht dabei und saßen wie auf Kohlen. Sie dachten wohl, ich merke das nicht. Von Hanna kamen nur Ratschläge. Ich hätte alles anders machen müssen, dann hätte ich keine Schmerzen gehabt, so hörte sich das an. Als ob ich nur nicht gewollt hätte. Aber ich will mich gar nicht beschweren. Hanna hat die Polin besorgt, sie hat den Heimplatz gesucht, als das mit der Polin nicht mehr ging. Immer diese Wassersuppen! Ich habe mich auch nicht daran gewöhnen können, dass immer jemand Fremdes in der Wohnung war, ich hatte gar keine Privatsphäre mehr. Hanna hat mir auch das iPhone besorgt und eingerichtet, damit ich Sophies Videos von meinem Urenkel Bennet anschauen konnte. Nachts, wenn ich nicht schlafen konnte, ließ ich ihn lachen und juchzen und lachte mit.

Wir haben es ja so gewollt. Die Wohnung haben wir uns gekauft fürs Altwerden. Gott sei Dank hat Markus darauf bestanden, dass wir die Etagenwohnung im Hochhaus kauften, mit Fahrstuhl und Hausmeister, denn wer weiß, wie lange wir noch gut zu Fuß sind. Ich wäre aufgeschmissen gewesen mit meinem kaputten Knie in einem Haus mit Treppen. Vroni Wollschläger ist in ihrer Villa auf den drei Stufen vom Wohnzimmer zum Flur gestürzt und hat sich den Fuß gebrochen. Sie musste das Haus

verkaufen und sitzt nun auch im Heim. Das wollten wir nicht. Alles aufgeben, alles rauswerfen, verscherbeln. Solange man das noch kann, ist man zu jung fürs Altersheim, und ist man alt, hat man die Energie dafür nicht mehr. Bis vor ein paar Jahren lebten die Alten in den Wohnungen rundherum noch, wir haben uns nach Markus' Tod gegenseitig zum Kaffee besucht und Kontrollanrufe organisiert. Markus mochte die Alten nicht, aber ich bin zu jedem nett. Man kann es sich nicht aussuchen, man muss mit allen auskommen. Sie sind eine nach der anderen gestorben, zuletzt Frau Balk, die noch Auto fuhr. Dann plötzlich Kopfschmerzen und umgekippt und tot. Seit zwei Jahren bin ich so gut wie nicht mehr aus meiner Wohnung herausgekommen. Die Post holte die Putzfrau, die Einkäufe bestellte ich im Cap-Markt gegenüber. Nur Geld mussten mir die Kinder bringen. Man ist schon eine Last als alte Mutter, die kaum vom Bett oder Schreibtisch zur Toilette kommt, aber ständig muss wegen der Entwässerungspillen. Und bloß nicht stürzen! Einmal bin ich früh um sechs vom Bett auf den Boden gerutscht. Da saß ich nun. Zwei Stunden habe ich gewartet, bis ich Hanna anrufen konnte, damit sie kam und mich hochhob. Danach hatte ich den Notruf der Johanniter. Aber ehe die kommen, wird man schwarz! Nein, alt sein ist nicht schön. Gegen die unruhigen Beine, die mich zwangen, nachts zu strampeln, ist niemandem etwas eingefallen. Nur mit einer Globuli-Kur hatte ich für eine Weile Ruhe, ausgerechnet dieses Zuckerzeug, händeweise, das half. Und ausgerechnet das kam nun zum Schluss wieder, die rastlosen Beine, es tat fürchterlich weh. Niemand soll in Schmerzen sterben. Niemand soll alleine sterben. Aber sie haben es nicht gepackt im Heim. Und niemand war da.

Und nun bin ich tot. Fragt mich, bald könnt ihr mich nicht mehr fragen, habe ich in den letzten Jahren oft zu Hanna gesagt.

Schreib doch deine Erinnerungen auf!, antwortete sie.

Gott bewahre! Was soll ich denn da schreiben? Diese grässlichen Lebenserinnerungen von Altvater, von Trundel oder mei-

nem Vati sind doch alle geschönt und voller Lücken. Autobiographien sind wie diese Masken, die die Pflegerinnen jetzt alle tragen, man sieht nur die Hälfte des Gesichts. Und wer weiß, was bei mir hochgekommen wäre, was ich lieber gar nicht mehr wissen will.

Kapitel 2

Warum hat Vater eigentlich keine Autobiographie geschrieben?, fragt Hanna.

Was denkst du denn, natürlich hat Markus das getan, er ist nur nicht damit fertig geworden. Nicht einmal bis zu unserer Genfer Zeit ist er gekommen, kein Wort über unsere Verlobung oder über Schneewittchen, seine erste große Liebe. Stattdessen Kindheitsgedusel, Indien, ichichich. Weil schon sein Vater Tagebuch führte und Zeitungsschnipsel, Ausweise und Zeugnisse sammelte, wie später auch Markus, konnte er auf eine gewaltige Datensammlung zurückgreifen. Dennoch hat er vom Tod seines Bruders Christoph nicht erzählt. Dafür erzählte er, was sein Vater notiert hat, als man den 5-jährigen bei der Rückkehr aus Indien in Deutschland im Tropengenesungsheim in Tübingen für fünf Tage von den Eltern trennte, in ein Kinderheim steckte und er sich in die Hosen machte. Bei seinen eigenen Töchtern hat Markus das auch angefangen: erste Träne bei Hanna, erstes Lächeln bei Eva. Kinder spielen mit Kacke. Für wen? Sollen denn die Kinder im Alter voller Scham lesen, was sie als Kleinkinder alles angestellt haben? Jeden Furz hat Markus festgehalten, im wahrsten Sinn des Wortes, im zweiten Kriegsjahr notierte er 3283 akustische Verdauungsvorgänge und hütete die Liste bis zu seinem Tod neben der Liste der Bücher, die er als Kind und Jugendlicher gelesen hatte, 112 im Hungerjahr des Kriegsendes. Schon Altvater hatte festgehalten, dass Trundel

ihm in den sieben Verlobungsjahren 418 Briefe schrieb und er ihr 515. Markus konnte ganz genau sagen, wo er wann gewesen war, angedickt mit Ironie und Rührung über sich selbst und Hass auf seine Eltern, aber kein Wort über mich.

Schon seine bigotte und neurotische Mutter hat ihre Kindheit in einem Heft niedergeschrieben, alles in der dritten Person: *Da weinte Trundel ganz bitterlich*. Sie war die Tochter eines Kunstmalers, der den Nachnamen seiner Frau angenommen hatte, denn sie stammte aus einem alten Adelsgeschlecht aus Poppenbüttel. Ihm fehlten die Aufträge, für Leinwände hatte er selten Geld, deswegen bemalte er Wände. Von einer Dresdner Elendswohnung im vierten Stock zogen sie in die nächste, immer in der Hoffnung, für das Mietshaus Aufträge zu bekommen. In seiner Not kopierte er in der Dresdner Gemäldegalerie alte Meister. Deshalb hing in Altvaters Wohnung in Dresden groß und wie gestohlen Correggios *Anbetung der Hirten*, bis es beim Angriff auf Dresden verbrannte, weil man es gerade zum Rahmen in die Stadt gegeben hatte. Und natürlich Altvater selbst, der sein Leben mit selbstgefälliger Dankbarkeit für alles erzählte, was er mit Gottes Hilfe erreicht hatte, eine Anhäufung von Berufen, Gebeten, Treffen mit Leuten und eigenen Titeln. An die Armseligkeit seiner Jugend mochte er sich nicht erinnern. Als Halbweise und Balljunge auf Tennisplätzen hatte er schließlich seinem Leben die richtige Wendung gegeben und war auf die Missionsschule nach Leipzig gegangen, wo er, geplagt von fürchterlichen und medizinisch völlig unerklärlichen Rücken- und Leibschmerzen, studierte. Sogar mein Vati hat kurz vor seinem Tod noch sein Leben auf das Diktafon meines Halbbruders gesprochen. Er hat aber alles, was ihm später vermutlich peinlich war, einfach ausgelassen. Er war ja ein Nazi gewesen.

Markus fing Mitte der 90er Jahre an, nachdem er pensioniert worden war, darauf erpicht, alles zu erfassen, und zweifelnd, ob es Sinn hatte oder ihm nützte. Er schrieb:

*Selbst, wenn ich mehr über meine Eltern wüsste, hätte irgend-
etwas davon erklärt, warum ich so bin, wie ich bin? Hat die Er-
innerung an Altvaters Rückenschmerzen mein Leben verändert?
Wir lebten nicht anders als die anderen, wir hatten die gute Stube,
die nie benutzt wurde, kauften Harzer Käse, in dünne Fünfer-
röllchen verpackt, sogenannte Leichenfinger, die Schlagsahne am
Sonntag wurde mit der Gabel aus Eiweiß, Zucker und Apfelsaft
geschlagen.*

Er gab es mir zu lesen, aber ich konnte mir die Bemerkung nicht verkneifen, dass ich es kitschig fand. Und wieso ich da überhaupt nicht vorkomme? Wann er denn von uns zu erzählen gedenke? Womöglich in einem Extrakapitel zwischen seinen Reisen nach Amerika und Schweden: mein Weib, mein Harem? Die Tage, an denen wir mit Wollschlägers Skat spielten, finden sich in seinen Listen, aber er hat nicht notiert, wann ich ihm mitteilte, dass wir ein Kind erwarteten. In seinen letzten Jahren kramte er in alten Tagebüchern und schrieb über seine erste Liebe und seine Mutter und wurde darüber fast wahn-
sinnig, so viel alter Groll kam in ihm hoch.

Nein, so etwas will ich nicht. Hinterher sind ja auch bloß alle gekränkt. Und was habe ich schon zu erzählen? Mit beruflichen Erfolgen kann ich nichts übertünchen. Altvater und Markus konnten unbekümmert ihre Lebenserinnerungen aufschreiben, ohne ihren Frauen eine bedeutende Rolle darin zu geben. Wir waren nur die Mitläuferinnen und, wenn wir krank wurden, die Hemmschuhe. Nein, ich habe kein eigenes Leben zu erzählen, meines ist ein angehängtes Leben. So ist das nun mal bei Ehefrauen meiner Generation. Meine eigene Geschichte hat schon bald aufgehört, vielleicht schon in Berlin, in Genf oder in Hamburg, bestimmt aber in Stuttgart. Und wer will das schon hören? Mich aufdrängen, das kann ich nicht. Die Schriftsteller in der Familie sind Markus und Hanna. Sie hat 30 Bücher veröffentlicht, wenn auch mit mäßigem Erfolg, und

unser Keller ist voll mit Verlagsexemplaren von Markus' Büchern. Fast 60 Jahre lang saß er mit krummem Rücken beim Dichten und Denken an der Schreibmaschine, frühmorgens oder am Wochenende. Familienleben fand am Abend nach der *Tagesschau* statt, denn ich wollte keinen Mann haben, der nicht mehr mit mir redet. Dann lag er auf dem Bauch auf dem Teppich oder saß wie die Inder im Schneidersitz und wartete darauf, dass wir ins Bett gingen und er sich an den Schreibtisch setzen konnte.

Mir fiel das Schreiben nie so leicht. Mit meinem Buch über Zwerge bin ich auch nicht fertig geworden. Niemand wird lesen, was ich mir erarbeitet habe, nachdem ich festgestellt hatte, dass Zwerge überall sind, in ägyptischen Hieroglyphen, auf griechischen Vasen, auf Gemälden.

Schon im alten Ägypten dienten Kleinwüchsige an den Höfen der Pharaonen. In der römischen Antike waren sie begehrt als Hofpersonal, als Spielzeug für Kinder und als Spaßmacher. Es gab sogar einen regelrechten Handel mit ihnen. Geschäftstüchtige Eltern oder Zwergenmacher banden Kindern die Glieder ab, spannten die Körper ein und gaben ihnen wenig Nahrhaftes zu essen, damit sie klein blieben und sich gut verkaufen ließen. Der uns bekannteste Zwergentyp ist der mit dem alten freundlichen Gesicht, langem weißen Bart und roter Zipfelmütze. Als Heinzelmannchen oder Wichtelmänner sind die Zwerge in Sagen und Erzählungen bienenfleißig und den Menschen wohlgesinnt. Nachts verrichten sie alle Arbeiten, so dass die Menschen faulenzeln können. Die Neugierde der Menschen allerdings vertreibt sie. Zwerge lassen sich nicht gern von Menschen sehen und schon gar nicht bei der Arbeit beobachten. Heute kann man in manchen Vorgärten und Schrebergärten Zwerge noch rudimentär und erstarrt bei Arbeiten sehen, die sie ganz früher einmal für Menschen

verrichtet haben. Um sie vorzutäuschen, halten sie Geräte in den Händen, wie Rechen, Spaten, Gießkannen, Beile, Schubkarren für Garten- und Handwerksarbeiten, oder sie tragen Bergmannstracht. Manchmal befinden sie sich auch in einträchtiger, friedlicher Gemeinschaft mit menschen-scheuen Rehen oder Hasen.

Die Kapitel meiner *Kulturgeschichte der Zwerge* liegen mit offenen Enden auf der Festplatte meines Laptops, der, während ich gestorben bin, aufgeklappt mit schwarzem Bildschirm auf dem Tisch neben dem Bett zwischen den Medikamenten steht. Hanna stößt ihn aus, klappt ihn zusammen und legt ihn bereit, um ihn mitzunehmen, wenn sie nachher mein Sterbezimmer verlässt, damit der Arzt die Leichenschau vornehmen kann. Eilig hat er es nicht zu kommen. Es ist Sonntagnacht und toter werde ich ja nicht.

Hanna wird zurechtkommen mit dem Laptop. Bei mir hat er in den letzten Wochen nicht mehr gemacht, was ich wollte, immer wieder war alles verschwunden oder verschoben. Auf Facebook konnte ich die Fotos nicht mehr finden, die Hanna täglich für mich hineinstellte, damit sie wusste, die Mami ist aufgestanden und klickt noch. Am Telefon hat Hanna versucht, mich durch die Menüs zu lotsen. Der Cursor war wie ein Floh auf dem Bildschirm, das soll eine alte Frau noch erkennen können! Ich habe den Grauen Star. Zur Staroperation muss ich nun nicht mehr. Ob sie daran denken, den Termin beim Augenarzt abzusagen? Aber das kann mir ja nun wurscht sein.

Einmal kam Hanna sogar her, hat sich meinen Laptop herausgeben lassen und unter meinem Fenster in meinem W-LAN irgendwas gemacht, damit ich wieder reinkomme. Ich wollte doch noch weiterschreiben an meinen Zwergen, meine Bücher hatte Hanna mir schon gebracht. Auch Leona kam einmal und rief mich von unten an, so dass wir uns auch zuwinken konnten. Das musste wohl sein. Meine Oma hat mir noch von

der Spanischen Grippe erzählt, die im Oktober zum Ende des Ersten Weltkriegs in Halle ankam. Ganze Familien starben innerhalb von Tagen. Ich beschwere mich nicht, ich habe den Krieg erlebt, da beklagt man sich nicht darüber, dass die Kinder mal nicht kommen können, Hauptsache, sie kommen, wenn man stirbt.

Dass ich meine *Kulturgeschichte der Zwerge* nicht fertigstellen konnte, wurmt mich aber schon.

Ich denke, dass das, was ich über die Zwerge herausgefunden habe, auch andere interessieren könnte. Die meisten von uns sind im Laufe des Lebens Zwergen begegnet und haben sie lustig oder grässlich gefunden. Einem Zwerg kann man nämlich nicht neutral begegnen. Ich habe sie nie so recht gemocht. Nur die sieben Zwerge, die das obdachlose und von der Stiefmutter bedrohte Schneewittchen aufnahmen, waren mir als Kind sympathisch. Aber da war dann auch noch in meinem Märchenbuch dieser böartige und undankbare Giftzwerg, den Schneeweißchen und Rosenrot ein paarmal aus größter Not gerettet hatten. Und bei Rumpelstilzchen fand ich es nicht fair, dass es für die Hilfe, die ihm ganz leichtfiel, von der Königin das so große Opfer verlangte, ihr neugeborenes Kind herzugeben. Seine Wut, als er überlistet war, ging mir dann auch viel zu weit. Man muss bei einer Wette auch verlieren können, das ist doch kein Grund, sich im Zorn in der Mitte durchzureißen. Wie man das macht, war mir nie klar. Zu meiner Abneigung kam noch hinzu, dass Zwerge auf Bildern und als Gartenzwerge ziemlich hässlich sind mit ihren alten bärtigen und grimmigen Gesichtern. Abstoßend finde ich auch die Zwerge mit kindlich-albernen Kulleraugen im töricht-grinsenden Gesicht.

Sie haben mich aber eben leider nicht in Ruhe gelassen. Ich bin ja auch selbst mit meinen 1,60 ziemlich klein.

Kapitel 3

Nachdem meine Mutter alles ihr Mögliche unternommen hatte, um mich abzutreiben, kam ich am Montag, dem 6. Januar 1930, in Halle an der Saale im ersten Stock des Passendorfer Wegs 84 zur Welt, sechs Monate, nachdem mein Vater Wilhelm Engelberg meine Mutter Grete Sundberg geheiratet hatte. Die Hebamme betreute gleichzeitig in der Nachbarschaft die Geburt von Lotte, einer späteren Klassenkameradin von mir, die am selben Tag zur Welt kam.

Meine Mutter war eine eitle und lebenslustige Frau mit vorstehenden Zähnen und dunkelblonden Locken. Ihrer Mutter war der Mann davongelaufen, sie brachte Grete zusammen mit zwei Brüdern und einer Schwester allein als Wasch- und Toilettenfrau durch. Die Sundbergs waren eine gesellige und fröhliche Familie, bei ihnen fühlte mein Vati sich wohl. Er kam nämlich aus einem strengen Elternhaus, meine Großeltern wollten, dass er es mal besser hatte als sie: Er sollte nicht mit den Händen arbeiten müssen, sondern Lehrer werden. Darum schickten sie ihn auf die Mittelschule. Er sei aber zu kränklich für die schulischen Anstrengungen gewesen, behauptete Oma. Als Kind fiel mir beim Kramen in den Kommodenschubladen einmal ein Zeugnis von ihm in die Hände und ich war erstaunt über die vielen schlechten Noten. Von mir verlangten die Großeltern nämlich immer gute Noten und mein Opa konnte sehr ungemütlich werden. Als schlechter Schüler muss sein Sohn es ziemlich schwer gehabt und viele Ängste ausgestanden haben, und Angst macht bekanntlich dumm. Mit 14 brach er die Schule ab und begann eine kaufmännische Lehre. Vielleicht hatte Oma das auch so entschieden, denn Opa war noch im Krieg, als Soldat mit Kaiser-Wilhelm-Schnauzbart. Den habe ich natürlich nicht selbst gesehen, ich war ja noch gar nicht

geboren, aber es gibt ein Foto, das mein Vati mit einem Fotoapparat aufgenommen hat, den er sich selbst als 12-jähriger aus einer Zigarrenkiste gebastelt hatte.

Sie wohnten in Halle-Glauchau in einer Mietskaserne aus roten Ziegeln. Die Wohnung im Vorderhaus konnte sich Opa als Tischler wohl nur leisten, weil Oma als Schneiderin etwas zum Haushaltsgeld beisteuern konnte. Für ein Klavier reichte der Platz nicht, aber mein Vati lernte Geige spielen. Ich denke mir, er war zu Hause nicht glücklich und setzte deswegen alles daran, sich so weit wie möglich von diesem Milieu zu entfernen. Ohne Schulabschluss, nur mit einer kaufmännischen Lehre in der Tasche, gelang es ihm, als Journalist Fuß zu fassen. Meine Oma erzählte mir, dass er SPD-Mitglied gewesen war, aber schon bald in die NSDAP eintrat. Bei den Nazis sah er wohl mehr Chancen für sich, etwas zu werden. Als ich geboren wurde, verdiente Vati schon gut, als Rundfunkschriftsteller, wie er es ausdrückte. Er nannte sich selbst Gaupropagandaleiter und war direkt Goebbels unterstellt. Vier Jahre vor meiner Geburt hatte er seine Eltern davon überzeugt, das Reihenhaus im Passendorfer Weg zu bauen. Mein Vati war Aufsichtsratsvorsitzender der Siedlungsgemeinschaft Eigene Scholle, die mit Krediten half. Das meiste wurde in Eigenleistung und mit Nachbarschaftshilfe gebaut, mein Opa machte als Tischler die Holzarbeiten. Das Haus hatte unten zwei Zimmer, nach hinten hinaus eine Küche und im ersten Stock, wo meine Eltern einzogen, auch drei Zimmer. Ein Raum war oben als Küche eingerichtet. Unten gab es die gute Stube mit dunklen Tapeten, Kamin und hölzernem Bord, die wir kaum benutzten. Die Toilette befand sich im ersten Stock. Ein Badezimmer war bei der Planung der Reihenhäuser nicht vorgesehen, aber Opa trennte im Keller eines ab. Der Ofen für das Badewasser wurde einmal in der Woche am Sonnabend angefeuert. Sonst hatten wir unsere Waschschüsseln. Oma und Opa zogen im Sommer, zwei Jahre vor meiner Geburt, ein. Es kam ein sehr

kalter Winter und Oma erzählte gern, wie die Außenwände in dem noch feuchten Haus gefroren seien und der Putz und die Tapeten geglitzert hätten. Die Wasserrohre an den Außenwänden habe sie mit dem Bügeleisen aufgewärmt, damit sie nicht einfrieren.

Dreieinhalb Jahre lebte ich mit meinen Eltern im oberen Stockwerk des Passendorfer Wegs, dann, im Sommer, ganz früh am Morgen, weckte Mutti mich, zog mich an und verließ mit mir an der Hand die eheliche Wohnung. Eine Erklärung gab sie nicht ab. So früh war es, dass die Geschäfte noch geschlossen waren. Wir gingen zum Haus meines Onkels, dem Bruder meiner Mutti. Nach einiger Zeit – es war noch im Sommer – kamen Männer in braunen Uniformen mit roter Armbinde durch den Garten auf das Haus zugelaufen. Schnell, versteck dich!, rief meine Mutter. Aber ich war zu langsam. Sie drangen ins Haus ein, ein Mann nahm mich auf den Arm und trug mich aus dem Haus. Ich hörte Mutti, Onkel und Tante lamentieren, aber es half alles nichts. Die Männer gaben mich in einem Kinderheim ab. Nach einem oder zwei Tagen kamen Vati und Opa und holten mich in den Passendorfer Weg. Das hatte ohne Zweifel mein Vati eingefädelt. Die Wohnung meiner Eltern im ersten Stock war nun ziemlich leer, meine Mutter hatte einen Teil der Möbel abholen lassen. Ich fühlte mich befreit und fröhlich. Heimweh nach meiner Mutter hatte ich nicht. Es wurde auch nie von jemandem ein gutes Wort für sie eingelegt, sie wurde einfach totgeschwiegen. Ich hatte meinen Vati ganz für mich alleine. Er alberte viel mit mir herum, doch schon nach kurzer Zeit wurde es für mich bitter. Vatis neue Frau tauchte auf, Uschi, seine Sekretärin in der Landesstelle für Volksaufklärung und Propaganda. Sie war eine gescheiterte, dunkelhaarige Frau mit stolzer Haltung, Schultern zurück, Brust raus, die niemals den Nacken beugte, schon gar nicht zu mir herab. Sobald sie zu Vati kam, wurde ich zu Oma und Opa weggeschickt. Meine Eltern wurden zwei Jahre später geschieden, und mein

Vater kaufte für Uschi und sich ein eigenes Reihenhaus im Schkopauer Weg, nicht weit weg von uns. Geheiratet hat er in der braunen Uniform unterm Hitlergruß. Ich sollte Blumen streuen und bekam ein Körbchen mit Blüten. Ich weigerte mich aber, als ich sah, dass die Leute mit ihren Füßen auf die schönen Blumen traten.

Neun Monate nach der Hochzeit wurde mein Halbbruder Heiner geboren und mein Vati beschloss, seine Familie zu komplettieren. Ich sollte bei ihm und seiner neuen Frau leben. Das wollte ich durchaus, denn die Zeit allein mit meinem Vater war doch so schön gewesen. Ich wurde aber bitter enttäuscht. Uschi war engherzig und böseartig und nicht imstande, einem 6-jährigen Kind ein behütetes Zuhause zu geben. Ich war ohnehin schon verstört, hatte ich doch bereits einige Verluste hinnehmen müssen, erst die Mutti, dann den Vati, im Kinderheim war ich gelandet, und nun hatte ich mich von Oma und Opa trennen müssen. Ich fühlte mich völlig verloren, und überall lauerten Schrecknisse. Mein Vater hatte sich einen Hund angeschafft, Bobby, einen Boxer mit Schlappohren. Aber er gehorchte ihm nicht, es gab wüste Raufereien, speziell mit Schäferhunden. Vor jedem Spaziergang hatte ich Angst. Nachts wachte ich häufig auf, wenn ich hörte, dass Vati mit dem Hund noch einmal rausging. Neben dem Haus war eine Baustelle, wo ein Nachtwächter mit einem Schäferhund patrouillierte, und die beiden Hunde verbissen sich regelmäßig mit grauenvollem Geheul ineinander, während mein Vater und der Nachtwächter mit Peitschen auf sie eindroschen. Bobby muss auch als Welpen verdroschen und dabei als Schwein beschimpft worden sein, denn wenn bei uns zu Hause das Wort Schwein fiel, kniff er den Schwanz ein und lief davon. Einmal sprang er sogar durch die Glasscheibe der geschlossenen Verandatür und kam erst nach Tagen ausgehungert zurück. Überhaupt bestand die Erziehung von Hunden und Kindern hauptsächlich im Prügeln.

Einmal haute ich mit einer Schulfreundin nach der Schule zur Oma ab. Sie brachte mich natürlich sofort nach Hause. Wegen einer kleinen Missetat, die ich vergessen habe, musste ich einmal eine Nacht mit der Hundepetische auf meinem Bett schlafen, mit der Uschi mich am anderen Morgen verdreschen würde. Da schläft man nicht gut. Ich lief wieder zur Oma fort. Sie zeigte meinen Rücken der Nachbarin, er war voller roter und blauer Striemen. Danach durfte ich erst einmal wieder bei meinen Großeltern leben. Zu meiner Einschulung bekam ich zwei Zuckertüten, eine große von Vati und eine kleine von meinen Großeltern.

Vati war damals sehr angespannt. Er sei gewissen Leuten nicht mehr genehm. Nun wollte er eine leitende Stelle beim Rundfunk haben. Er schrieb an Goebbels, von dem er einmal nach Hause eingeladen worden war. Ins Diktafon von Heiner erzählte er Jahrzehnte später, Goebbels habe schlechte Witze gerissen, über die alle pflichtschuldig gelacht hätten. Er habe aber dessen schöne Frau und schöne Kinder bewundert, die Goebbels zum Kriegsende im Bunker der Reichskanzlei vergiften ließ, bevor er und seine Frau selbst Zyankali schluckten. Goebbels sei ein Mann von Intellekt, aber beißender Ironie, und ein Demagoge gewesen, dessen stechende Augen vielen Frauen den Kopf verdreht hätten. Eine Zeit lang bekam unsere Familie sogar Weihnachtsgeschenke von Goebbels. Mein Opa nannte ihn Humpelstilzchen, denn Goebbels hatte einen Klumpfuß und war ziemlich klein.

Eine Weile war Vati stellvertretender Sendeleiter beim Reichsrundfunk in Berlin und Uschi war mit Heiner alleine zu Hause. Aber Vati behauptete, beim Rundfunk habe er nichts zu tun und er sei ein Mensch, der arbeiten müsse. Deswegen bewarb er sich auf Bürgermeisterstellen, obgleich die schlechter bezahlt waren. Als ich acht Jahre alt war, wurde er Bürgermeister in Domnitzsch an der Elbe. Zu meinem Unglück wollte er erneut seine Familie zusammenführen und bestand darauf, dass

ich die Schule in Halle verließ, in die ich sehr gern ging, und mit Uschi, Heiner und ihm nach Domnitzsch zog. Das war für meine Begriffe unvorstellbar weit weg. Telefon hatten meine Großeltern nicht, ich konnte deswegen nicht einfach mal bei ihnen anrufen und mich ausweinen.

Wir bezogen eine Wohnung in der Leipziger Straße im ersten Stock eines Hauses mit Garten, den wir Kinder aber nicht betreten durften. Der Sparkassendirektor und seine Familie unter uns vereinnahmten die Toilette im Haus. Wir mussten ein Stockwerk hinunter zu unserem Plumpsklo in einen Anbau gehen. Für die Nacht gab es Nachttöpfe. Aber im Winter überlegte man es sich gründlich, ob man unter dem Federbett hervorkroch, denn die Schlafzimmer waren nicht beheizt. In Domnitzsch gab es keine Kanalisation, darum gab es im ganzen Haus auch keinen einzigen Wasseranschluss. Die Wasserpumpe stand unten im Hof. Eimer für Eimer musste man das Wasser in die Wohnung hinauftragen. Zwei Eimer Wasser standen immer in der Küche. Einen Ausguss gab es in der Wohnung auch nicht, er befand sich im Treppenhaus.

Das Schlimmste war, dass ich dort in die Volksschule gehen musste. Es war eine große Klasse, Jungen und Mädchen in einem Raum, aber streng getrennt in Blöcken sitzend. Die Jungen saßen auf der Seite des Klassenzimmers, wo der Eingang war. Wir Mädchen mussten an dem ganzen Jungenblock vorbei zu unseren Plätzen gehen. Die Jungs versuchten, uns ein Bein zu stellen. Dazu kam, dass Uschi in einem Büro Geld verdiente und nicht zu Hause war, wenn ich aus der Schule kam. Deshalb bekam ich den Hausschlüssel an einem Strick um den Hals gehängt, und man rief mir Schlüsselkind und Borjermeesters Tochter hinterher. Es war ein wahrer Spießbrutenlauf zur Schule und wieder nach Hause. Auf die Idee, den Schlüssel unter das Kleidchen zu stecken, bin ich natürlich nicht gekommen. Angst macht eben dumm. Ich verblödete auch in der Schule. Mein Vater lief schimpfend durch die Wohnung und schrie:

Dann gehst du eben auf die Hilfsschule! Er schrieb Oma und Opa in einem Brief, sie hätten mich dumm werden lassen, worüber mein Opa so empört war, dass er in seinem Antwortbrief ein Schreiben meiner alten Klassenlehrerin mitschickte, in dem sie bestätigte, dass ich nicht auf eine Hilfsschule gehörte. Dann tauchte Opa selbst in Dommitzsch auf. Dass er kommen würde, hatten alle gewusst, nur ich nicht. Mein Vati hatte sich nämlich darauf vorbereitet, er unternahm einiges mit mir und schenkte mir einen Puppenwagen. Und nun wurde ich gerufen und mir wurde von meinem Vater eröffnet, dass ich selbst entscheiden sollte, wo ich leben wollte. Ich war so eingeschüchtert, dass ich meine Chance nicht wahrnahm und erklärte, ich wolle bei meinem Vati leben. Ich Kamel! Mein Opa war über meine Torheit völlig verzweifelt. Ich wurde rausgeschickt und Vati und Opa stritten sich, bis Opa mitten in der Nacht aus dem Haus rannte. Vati fuhr mit dem Auto los, um ihn zu suchen und nach Halle zurückzubringen.

Der Sommer wurde dann doch noch ganz schön, es waren Ferien. Wir hatten uns mit der Familie Klosen angefreundet, er war Direktor einer Margarinefabrik und hatte in seinem Garten ein kleines Schwimmbad, wo wir uns viel aufhielten. Mein Vater brachte mir das Schwimmen bei. Er hielt mich eine Weile im Tiefen über Wasser und ließ mich die Schwimmbewegungen üben, dann ließ er plötzlich los. Mir blieb nichts anderes übrig, als weiter die Schwimmbewegungen zu machen, wenn ich nicht untergehen wollte. Damit war für ihn die Sache erledigt, auch wenn ich mich eigentlich nur über Wasser halten konnte. Aber das Schwimmen machte mir schnell viel Freude. Ich konnte gar nicht verstehen, warum Heiner so wasserscheu war. Als ich mir einmal die damaligen Fotos von ihm anschaute, fiel mir auf, wie verschreckt er in die Welt blickte. Ich weiß nicht, wie Uschi und Vati mit Heiner umgegangen sind, aber eines ist sicher, sie wollten einen richtigen Jungen haben, kein verweichlichtes Bürschchen. Ich sollte ihm das Schwimmen

beibringen und wie man auf Bäume klettert und im Freien herumtollt.

Heiner ist nun auch schon gut zwölf Jahre tot. Wie er gestorben ist, weiß ich nicht. Er war Psychiater geworden und an einer Klinik tätig und zum Schluss wohl alkohol- und medikamentenabhängig. Die Psychoanalyse lehnte er Zeit seines Lebens ab. Er heiratete zwei Mal und hatte fünf Kinder. Schließlich war er bankrott. Bei seinem Tod hinterließ er nur Schulden, so dass wir uns alle gegenseitig ermahnten, das Erbe nur ja auszuschlagen. Das musste man den Behörden gegenüber schriftlich erklären.

Mit der Schule begann für mich wieder die Tortur. Ich verbrachte viele Stunden damit, mir ein Zwergenleben auszumalen, wie ich es als kleines Kind im Bilderbuch gesehen hatte. Da lebten die Zwerge unter den Dielen der Wohnung zwischen Sammlungen von Socken, Sicherheitsnadeln und Knöpfen. Von dort aus konnte ich die Menschen heimlich beobachten, während sie mir nichts mehr anhaben konnten. Außerdem konnte ich sie ärgern und ihnen Dinge wegnehmen, zum Beispiel Uschi ihre Armbanduhr oder Vati seine Manschettenknöpfe mit dem Hakenkreuz.

Ich weiß nicht, wie lange ich in Dommitzsch gelebt habe. Vermutlich bin ich in den Weihnachtsferien zu meinen Großeltern gefahren, denn ich weiß noch, dass Oma mir erzählte, dass die Synagoge in der Kleinen Brauhausstraße abgebrannt war und die Feuerwehr nicht löschen dürfen, und das muss ja am 9. November gewesen sein. Ich wurde krank, ich bekam die Windpocken und durfte erst einmal wieder bei meinen Großeltern bleiben. Ich musste nur regelmäßig Briefe an Vati schreiben. Das empfand ich als ausgesprochen lästig, aber ich muss es zur allgemeinen Zufriedenheit erledigt haben, denn Klagen kamen keine. In Dommitzsch war ich nicht mehr. Als meine Halbschwester Henrike geboren wurde, war ich zehn Jahre alt, aber ich sah sie zum ersten Mal, als sie schon zwei

Jahre alt war. Obwohl mein Vater ein Auto hatte, kam er nicht zu uns nach Halle, weder alleine noch mit Familie. Nach der Wende haben Markus und ich Dommitzsch besucht. Ein alter Mann sprach uns an, als wir das Haus fotografierten, in dem Vati mit uns gewohnt hatte. Mit einem bisschen Bammel sagte ich, ich sei die Tochter des früheren Bürgermeisters Engelberg. Es kamen aber keine Schmähungen, wie ich befürchtet hatte. Der Alte erinnerte sich sogar an ihn, mein Vati habe ihn getraut, er ließ ihn grüßen. Daraus schließe ich, dass er nicht unbeliebt war.

Als mit dem Überfall auf Polen der Weltkrieg begann, war Oma sehr besorgt, denn mein Vati musste zur Musterung und erhielt das Urteil KV, kriegsverwendungsfähig. Seine Briefe kamen aus Sachsen, Luxemburg, Frankreich und schließlich aus Polen. An der Front war er wohl nicht. Bei uns zu Hause herrschte keine Kriegsbegeisterung. Oma und Opa erinnerten sich noch zu gut an den Ersten Weltkrieg, an Hunger und Kohlemangel, an die Spanische Grippe und an die Inflation. Sobald man Geld in der Hand hatte, ging man los, etwas einkaufen, denn eine Stunde später war es nur noch die Hälfte wert, erzählte meine Oma häufig. Opa hatte sogar Tabak angebaut, den er auf dem Dachboden trocknete, nicht für sich selbst, denn er hat nie geraucht, sondern um ihn einzutauschen. Den Gewaltfrieden und den Versailler Vertrag empfand man natürlich als Demütigung. Vati hatte meinen Opa sogar dazu gebracht, die braune Uniform anzuziehen, aber ein glühender Nazi war Opa nicht. Zu Hause am Küchentisch sangen wir *Brüder zur Sonne, zur Freiheit* und *Die Gedanken sind frei*. Wenn andere das erfahren hätten, wäre es gefährlich für uns geworden. Opa konnte gut Mundharmonika spielen und Oma sehr schön singen. Sie brachte mir das Blockflöte Spielen bei. Das habe ich sehr gern gemacht.

Opa war ein kleiner Mann, der großen Wert darauf legte, als Familienoberhaupt zu gelten, und sehr zornig werden konnte. Ich hatte vor ihm großen Respekt, aber keine Angst. Ich wusste,

was ihn ärgerte und was ihm gleichgültig war. Oma gehorchte ihm auch nicht immer. Er musste ja nicht alles wissen. Sie kam aus Lettewitz aus einer Familie mit neun Geschwistern, eigentlich dreizehn, aber vier waren als Kleinkinder gestorben. Sie hat nie darüber gesprochen, wie sie lebten, und ich habe nie gefragt. Oma hatte unter den Geschwistern als Einzige so viel Ansehen, dass sie eine Lehre machen durfte. Soweit ich weiß, führte das unter den Geschwistern zu Eifersüchteleien. Sie musste deshalb sogar die Lehre abbrechen. Aber was sie gelernt hatte, reichte aus, um Hausschneiderin auf dem Rittergut Merbitz in der Nähe von Wettin im Saalekreis zu werden. Sie gehörte dort zwar zum Personal, hatte aber doch Umgang mit den Gelernten und auch mit der Herrschaft, und damit entkam sie dem Milieu, in dem sie aufgewachsen war. Opa kam als Zimmermann auf der Wanderschaft durch den Saalekreis und lernte Oma Luise als Hausschneiderin auf dem Rittergut Merbitz kennen. Ich vermute, er hatte auf dem Gut Arbeit bekommen. In Halle fand er dann eine Anstellung als Tischler bei einer Baufirma. So konnten sie nach einer längeren Verlobungszeit heiraten. Die Hochzeit fand am 13. April 1903 in Lettewitz-Wettin statt, da war mein Opa 24 und meine Oma schon 30 Jahre alt. Sie zogen nach Halle-Glauchau, wo im März im Jahr darauf mein Vati geboren wurde. Von Omas Geschwistern lernte ich nur eine Schwester, ich nannte sie Tante Brömme, kennen. Sie besuchte Oma einmal im Jahr. Sie kam stets unangemeldet und blieb einen ganzen Tag. Mir brachte sie immer Sahnebonbons in einer Verpackung mit, die die ungewöhnliche Form eines Rhombus hatte. Wenn sie kam, knallte sie mir einen Kuss auf die Backe, und Oma stöhnte heimlich, weil Tante Brömme laut und stundenlang ununterbrochen redete. Sie musste gut mit einem Mittagessen versorgt werden und verschwand erst wieder, kurz bevor Opa abends nach Hause kam.

Vom Krieg merkten wir zunächst nicht viel. Mein Opa war zu alt, um eingezogen zu werden. Aber die Väter meiner Mit-

schülerinnen verschwanden an die Front, dafür kamen Zwangsarbeiter. Kaffee gab es gleich nicht mehr, was meine Oma sehr schmerzte, und es wurden sofort Lebensmittelmarken eingeführt. Auf sie musste man besser aufpassen als auf Geld. Zu Essen hatten wir genug, denn wir hatten unseren Gemüsegarten, einen Apfelbaum, Rhabarber, Kaninchen und Hühner. Die Sommerferien verbrachte ich in Heudeber im Harz, wo mein Opa herkam, bei Tante Anna, der Cousine meines Vatis. Sie und ihr Mann hatten eine Mühle und eine Bäckerei. Tante Anna ließ mich immer das Heimweh vergessen, weil sie sehr gutmütig mit mir umging. Es war auch immer viel los, mit ihrer Tochter Gerda tobte ich viel herum und genoss das Landleben.

Mit zehn wechselte ich auf die Torschule, wo neben der Mittelschule für Jungen auch eine für Mädchen untergebracht war. In der Schule fand ich mich gut zurecht. Eines Tages kam ein Brief von Vati aus Polen. Er war Stadtkommandant in Hermannsbad geworden, das eigentlich Ciechocinek heißt. Als ich zusammen mit Opa in den Sommerferien 1942 nach Hermannsbad fuhr, war er aber schon nicht mehr Stadtkommandant, sondern in Lüneburg bei einer Zeitung beschäftigt und kam nur am Wochenende. Uschi und die Kinder wohnten weiterhin in einer Villa in der Goethestraße, die längst wieder Świątego Brata Alberta heißt, mit sieben Zimmern und einem Eingangssaal, von dem neun Türen abgingen. Es gab im Ort ein großes Café, das auch Tanzveranstaltungen abhielt. Es wirkte alles wie im Frieden. Ich sah aber im Kurbad die vielen deutschen Soldaten, die sich dort erholten. Die Verpflegung war gut, allerdings nicht für die Polen, doch um die, so behauptete Vati, habe er sich ja nicht recht kümmern dürfen, weil die Gestapo aufpasste, dass es ihnen nicht zu gut ging. Das ist eine üble Beschönigung. Allerdings war er dort nur bis 1941 verantwortlich. Uns erzählte er, Intrigen hätten seine Laufbahn beendet, er sei entlassen worden, ohne den Grund zu erfahren. Aber meine Oma konnte mir nicht verheimlichen, dass er wegen Untreue

zu drei Monaten Haft verurteilt worden war, obwohl er seine Zeugen gekauft hatte. Sie war darüber sehr unglücklich.

Erst 60 Jahre später fand eine der Töchter meiner Halbschwester im Bundesarchiv einen Brief, den mein Vater im Februar 1942 an den Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda Dr. Goebbels geschrieben hatte und in dem er um eine Stelle als Propagandist bittet. Er habe sich in seinem Leben stets anständig geführt und bisher keine Strafe erhalten. Zu seinen Gunsten führt er an, dass er beim Ulmer Reichswehrprozess drei Jahre vor der Machtergreifung als Verdächtiger vernommen worden sei, weil er den Reichswehrsoldaten laufend nationalsozialistische Literatur und Zeitungen zugeschiedt habe. Den Offizieren aus Ulm wurde damals vorgeworfen, mit der NSDAP konspiriert und durch Verteilung von Flugblättern zu einer nationalen Volkserhebung aufgerufen zu haben.

Ich habe in der Partei immer meine Pflicht erfüllt, schrieb mein Vater. Warum soll ich jetzt vor die Hunde gehen? Nur weil ich an falscher Stelle eingesetzt worden bin? Die Bürgermeisterstelle in Domnitzsch habe ich doch ohne profunde Kenntnisse der Verwaltungsarbeit nur deshalb angenommen, weil in meinem Beruf als Propagandist keine Stelle zu haben war.

Es kam der Krieg, seine Beamten im Rathaus wurden eingezogen, die Polizeiverwaltung wurde vergrößert, der Inspekteur der Kriminalpolizei verlangte, dass eine Polizeiwache mit Vernehmungssaal im Rathaus eingerichtet würde. Dafür musste der Trauungsraum hergegeben werden:

Ich richtete ein provisorisches Trauzimmer in einem kleineren Raum ein. Doch für dieses Zimmer war der Haargarnteppich von 3,5 auf 4,5 Meter zu groß. Abschneiden wollten wir ihn nicht, das hätte das Muster verunstaltet. Weil im Krieg keine billigen Teppiche zu kaufen waren, sind der erste Beigeordnete und ich übereingekommen, diesen Haargarnteppich gegen einen kleineren

Plüschteppich einzutauschen, der in meiner Wohnung lag. Ich habe den ersten Beigeordneten gefragt, welchen Wertunterschied ich denn nun an die Stadt zu zahlen habe. Darauf antwortete er, es bestehe kein wesentlicher Unterschied.

Man setzte also einen Tauschvertrag auf, in dem Vati der Stadt gegenüber als Privatmann auftrat. Beim Tausch und der Tauschverhandlung sei auch eine Aushilfsangestellte zugegen gewesen. Sie und der erste Beigeordnete waren seine beiden Zeugen. Bald wurde Vati, so schilderte er es in dem Brief an Goebbels, zum Heeresdienst an der Westfront eingezogen. Seine Abwesenheit nutzten der Beigeordnete und ein aus dem Krieg zurückgekehrter Beamter, der UK, also unabhkömmlich, gestellt worden war, um gegen meinen Vati zu wühlen. Sie suchten alles durch und fanden elf Sachen, die sie dem Landrat zeigten. Nur eine blieb übrig: die Sache mit dem Teppich. *Ich darf dazu bemerken*, schrieb Vati, *dass der erste Beigeordnete erbkrank und der Beamte Trinker ist.* Auf Drängen dieser beiden habe nun der Landrat die Teppich-Sache dem Staatsanwalt übergeben. Der Oberstaatsanwalt stellte die Sache aber ein, weil es eine Bagatelle gewesen sei und weil der Vertrag keine Gültigkeit habe, denn es hätten ihn zwei Beigeordnete unterschreiben müssen. Doch der Landrat legte beim Generalstaatsanwalt Widerspruch ein, und Vati wurde Ende 41 zu drei Monaten auf Bewährung verurteilt. Eine Revision wurde nicht zugelassen. Vati strengte eine Nichtigkeitsklage an und stellte ein Gnadengesuch. Seine Zeugen, so beschwerte er sich in seinem Brief an Goebbels, seien als *unwahr* hingestellt worden, das Urteil gegen ihn habe bereits vorher festgestanden. Erfolg hatte er damit nicht.

Von alldem bekam ich als 12-Jährige kaum etwas mit. Vati war nur immer mal hier, mal dort, und nichts hatte Bestand. Meine Mutti hatte längst wieder geheiratet, einen Erich Telle, der bei der Bahn arbeitete und dessen Brüder Kommunisten waren und bald ins KZ kamen. Er hatte eine Tochter aus erster

Ehe, die ich aber niemals kennengelernt habe. Mutti traf ich nur selten und wenn, dann hatte sie etwas an mir auszusetzen und schimpfte über meine Großeltern.

Die Mittelschule machte mir Freude. Meine Noten kommen mir aber heute eher mittelmäßig vor, es waren hauptsächlich Dreien. Ein Gut bekam ich nur in Chemie zugestanden. Zu Hause hatte ich mich um das Grünzeug für die Kaninchen zu kümmern und leichte Hausarbeiten zu erledigen. Die große Wäsche war immer ein harter Tag. Wenn ich aus der Schule kam, war Oma im Keller am Kessel schon beim Stampfen der Kochwäsche. Mein Opa hat immer Wert darauf gelegt, dass seine Frau nicht zu schwer schuften musste, deswegen schrubbten wir nicht mit Kernseife, sondern wuschen mit Fewa. Schlimm war aber das Auswringen der Bettwäsche. Nach dem Waschtag waren die Hände kaputt, Fingernägel, Arme und Rücken taten noch am nächsten Tag weh. Ich war aber auch viel mit meinen Freundinnen unterwegs. Im Sommer trafen wir uns zum Schwimmen an der Saale. Mit 14 machte ich bei der Deutschen Lebensrettungs-Gesellschaft den Grundschein für den Rettungsschwimmer. Dafür mussten wir mit Kleidern schwimmen können – nur die Schuhe zogen wir aus – und bestimmte Rettungsgriffe beherrschen. In dieser Zeit musste ich auch beim BDM, dem Bund deutscher Mädels, antreten und den blauen Rock und die weiße Bluse mit dem schwarzen Halstuch anziehen. Wir strickten und machten Wanderungen mit Rucksäcken, Lagerfeuer und Gesang. Das fand ich so albern, dass ich einen Brief schrieb und austrat. Böse Folgen hatte es für mich nicht.

Im Frühjahr 1944 stand Vati eines Tages überraschend mit Heiner und Henrike vor unserer Haustür. Ich sah im Hintergrund Oma Rinke, Uschis Mutter, weinen. Was die Erwachsenen besprachen, hat mir niemand erklärt. Heiner, Henrike und ich haben später darüber gesprochen, weshalb Vati die Kinder von Uschi weggebracht haben könnte. Heiner erinnerte sich, dass im Haus in Hermannsbad viele flotte Offiziere ein- und

ausgingen und häufig feucht-fröhliche Feste gefeiert wurden, wenn Vati in Lüneburg arbeitete.

Heiner wurde in Halle eingeschult. An den Wochenenden kam Vati und unternahm etwas mit uns Kindern. Für Oma bedeutete das alles viel Arbeit. Mit ihren 72 Jahren musste sie für drei Enkelkinder und einen Ehemann und am Wochenende auch noch für ihren Sohn Nahrung beschaffen. Das Einkaufen war bestimmt eine Strapaze, immer mit der dreieinhalbjährigen Henrike an der Hand Schlange stehen, um auf die Lebensmittelkarten etwas zu bekommen. Im fünften Kriegsjahr war die Lebensmittelversorgung sehr schlecht. Eine Familie satt zu kriegen, war kaum möglich. Aber meine Oma hat es hinbekommen, beklagt hat sie sich nie über die viele Arbeit. Opa hatte zwar das Rentenalter erreicht, aber es war Krieg, da musste er weiterarbeiten. Deshalb konnte vormittags keiner Henrike beaufsichtigen, Heiner und ich waren ja in der Schule. Ich denke mir, dass Henrike in dieser Zeit entsetzliches Heimweh gehabt haben muss. Niemand hatte richtig Zeit für sie, und sie konnte weder die Großeltern noch mich. Eines Tages zog sie sich mehrere Kleidchen übereinander und machte sich tapfer zu Fuß auf den Weg nach Hermannsbad. Oma kam mir aufgeregt entgegen, als ich aus der Schule kam. Aber die Nachbarn hatten Henrike gesehen, und ich konnte sie einholen und wieder nach Hause bringen.

Im Oktober musste mein Vater wieder in den Krieg. Als Grund nannte er, dass er in Ungnade gefallen war, weil er den Schauspieler Gustav Fröhlich interviewt und fotografiert hatte, der als Soldat in der Lüneburger Garnison aufgetaucht war. Der war auch in Ungnade gefallen und hatte seinen UK-Vermerk verloren. Er soll Goebbels geohrfeigt haben, weil der ihm seine Verlobte ausspannen wollte. Fröhlich war damals so bekannt und beliebt wie Hans Albers oder Gustaf Gründgens. Die kennen die Jungen aber sicher auch nicht mehr, was wirklich kein Verlust ist. Widerstandskämpfer waren die alle nicht.

Natürlich haben wir von den Konzentrationslagern gewusst. Mein Opa sagte einmal: Die werden alle vergast. Wer Söhne an der Front hatte, wusste auch, dass sie Zivilisten niedermetzelten. Der Sohn einer Nachbarin erschoss sich auf Heimaturlaub, nur um nicht wieder zurück an die Front und weiter morden zu müssen.

Bevor er wieder eingezogen wurde, versöhnte sich Vati mit Uschi, und Heiner und Henrike wurden wieder nach Hermannsbad gebracht. Das war völlig sinnlos, denn schon im Sommer waren alle Kurgäste weggeschickt worden, um Platz für die verwundeten Soldaten zu schaffen, die von der zusammenbrechenden Ostfront kamen. Wer damals noch glaubte, die Ostgebiete seien zu halten, muss völlig indoktriniert gewesen sein. Im Januar 1945 verließen alle Deutschen Hermannsbad und Uschi und die Kinder kamen zurück nach Halle. Vati schrieb aus Hamburg und dann aus Tondern in Dänemark. Sie saßen tagelang in Zügen, manchmal rannten sie, weil sie bombardiert wurden. Es war ein eiskalter Winter. Die Nordsee froh an der Küste zu. Der Bataillonschef, dem Vati die Reden schrieb, wollte, dass Vati sich für die Offizierslaufbahn bewarb, aber die Bewerbung wäre mit einer Frontbewährung verbunden gewesen und das hielt Vati für Selbstmord. Ein Abmarschbefehl rettete ihn. Diesmal ging es über Österreich und die Slowakei nach Ungarn, nach Pressburg.

Fast jede Nacht gab es nun in Halle Fliegeralarm. Verdunkeln mussten wir schon lange. Die Fenster wurden mit Vorhängen, Zeitungen und Decken abgehängt, damit die Bomberpiloten die Stadt von oben nicht erkennen konnten. Wenn sie kamen, wurden wir von den Sirenen geweckt und mussten in den Keller gehen. Zum Glück für Oma war ich alt genug, um Henrike anziehen und danach wieder ins Bett bringen zu können. Heiner konnte sich alleine an- und ausziehen. Meistens überflogen sie Halle nur, und wir warteten, bis die Sirenen Entwarnung gaben. Ende Februar wurde Halle nach vier

Jahren aber doch einmal wieder bombardiert. Sie kamen am Mittag. Den Lärm vergisst man nie, das Rauschen, wenn die Bomben weit weg fallen – es klingt wie eine Schneelawine, die vom Dach rutscht –, das Pfeifen, wenn sie in die Nähe fallen, und wenn es nur kracht, ist man selbst dran. Unser Dach wurde getroffen. Opa lief hinauf, um zu löschen, ich rannte ihm hinterher. Durch das Loch im Dach sah ich den Tiefflieger. Ich konnte dem Piloten in die Augen schauen, der auf uns schoss, und zog Opa weg.

Markus' Jugend- und Kriegsgeschichten waren für die Kinder immer interessanter gewesen, aber die schlimmen Dinge erzählte er erst 55 Jahre nach der Bombardierung Dresdens der erwachsenen Hanna, weil sie einen Kurzkrimi über den Einsturz der Frauenkirche schreiben wollte.

Markus' Schulfreund Edi, mit dem er nachmittags bastelte und chemische Experimente durchführte, hatte in seiner Garage einen Apparat gebaut, mit dem man den Flakfunk abhören konnte. Edi schloss die Erdung des Telefons ans Radio an und musste dann nur noch die Wellenlänge finden. Die Kennung war das Ticken eines Weckers. Hatte man das gefunden, konnte man alle feindlichen Flugbewegungen über Deutschland, das in Planquadrate eingeteilt war, verfolgen. Wenn sich Dragoner meldete, wurde es ernst: *Hier Dragoner, feindliche Kampfverbände im Anflug auf Martha Heinrich acht.* Das war Dresden. Aber gehört hat er diese Warnung in der entscheidenden Nacht nicht, denn als sie kam, war es kurz nach halb zehn. Es war der 13. Februar 1945, ein Faschingsdienstag. Auf der Dorfstraße von Leubnitz sprangen am Nachmittag noch Cowboys, Indianer und Rotkäppchen herum. Nun lagen die Kinder erschöpft in den Betten, als die Sirenen heulten. Die drei Winkler'schen Jungs suchten schlaftrunken auf den Bettkanten sitzend noch die Kleider zusammen, als auch schon die ersten Bomben einschlugen. Blitzschnell waren sie mit Trundel zusammen im Keller. Altvater war nicht zu Hause, er hatte Bibelstunde außer